

Grünstein durchsetzt und zuweilen von Granit durchbrochen. Jener bildet an den Thalseiten schroffe und kühne Formen, dieser verleiht der Gegend sofort eine belebende Mannigfaltigkeit der Formen und des Kleides, indem einzelne Berge regellos verstreut sind, welche hier und da von Felsen gekrönt werden, und zwischen denen Nadel- und Laubwald, Wiesen und Teiche in reizender Mischung vor uns liegen. Auch Felskämme, wie im oberen Vogtlande, treten häufig auf, besonders im Westen. Zu diesem Wechsel von schroffen und sanfteren Formen, von Wald, Wiese, Feld und einzelnen Baumgruppen gesellen sich überall die Spuren einer gesteigerten menschlichen Thätigkeit. In kurzen Zwischenräumen treffen wir auf Städte und Dörfer mit zahlreicher Bevölkerung, die im Dienste der Industrie die fleißigen Hände regt; über die Höhen und durch die Tiefen ziehen die Straßen ihre Linien, und der Schienenweg überwindet in kühnen Bauten alle Schwierigkeiten, die ihm die Bodengestalt in den Weg legt. Kirchen, Schlösser und Burgen winken uns von den Höhen freundlich zu, und Ruinen ragen als Reste früherer Jahrhunderte in die lebendige Gegenwart herein. Dazu kommen die Thäler, in denen bald saftige Wiesenründe und schattige Wäldchen völlige Einsamkeit und Ruhe darbieten, bald wilde und sonderbare Felsgestalten und rauschende Gewässer die Besucher in Scharen herbeilocken.

Alles das sind meist kleine Züge in dem landschaftlichen Charakterbilde des Vogtlandes; aber sie wecken doch unser Interesse für diese Gegend des Heimatlandes, und dasselbe wächst noch, wenn wir der Arbeit der Bevölkerung unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Im oberen Vogtlande, besonders in den sogenannten Waldorten, stehen die Bewohner heute noch, wie früher, in Lebensweise und Beschäftigung in enger Beziehung zum Walde. Holzfällen, Pech- und Rußgewinnung im Walde selbst und die Verarbeitung des Holzes im Hause beschäftigen viele Hände.

Die Pechfiederei wurde früher, wie uns in Engelhardts Vaterlandskunde mitgeteilt wird, gleich dem Bergbau von Gewerkschaften betrieben, deren Anteile Pechluxe hießen, jetzt nur noch von den Waldbesitzern selbst, und zwar in geringerem Umfange als früher, weil man mehr auf Schonung der Bäume bedacht ist. Im Frühjahr geht der Pechsteiger, wie der Aufseher über diese Art der Ausnutzung des Waldes genannt wird, in den für das betreffende Jahr dazu bestimmten Walddistrikt und bezeichnet die Bäume, welche „gerissen“ werden sollen. Deren Rinde wird mittels eines zwei Finger breiten Eisens in der Art teilweise entfernt, daß zwischen den Rissen noch eine Hand breit unbeschädigt bleibt, damit der Baum nicht absterbe. Gegenwärtig dürfen nur solche Bäume gerissen werden, die in den nächsten zehn Jahren zum Abtrieb kommen. Aus den Rissen quillt das Harz hervor, erhärtet an der Luft, wird im Herbst abgekratz und in die Pechhütten gebracht, wo man es in kupfernen Kesseln siedet und dann in ein Sieb schüttet. Aus diesem läuft „der“ Pech, wie der Vogtländer sagt, in darunter gestellte Risten, die als Form dienen, so daß man feste Pechstücken von gleicher Größe und gleichem Gewicht bekommt. Die unreinen, im Kessel nicht zum Schmelzen gelangten Harzmassen, die sogenannten Pechgriesen, bleiben nebst Rindenteilchen, Moos u. dergl. im Siebe zurück und werden in trichterförmigen, aus Steinen errichteten Pechöfen weiter verarbeitet. Man zündet sie an, und dabei fließt das noch in ihnen enthaltene Pech durch eine im Boden befindliche Öffnung ab, unter welcher es sich in Kuchenform sammelt.